Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 69 (1998)
Heft: 9

Artikel: Nur eine beschränkte Aufenthaltsdauer gibt den nötigen Zeitdruck : eine Notaufnahmegruppe eignet sich nicht für den Daueraufenthalt

Autor: Wohnlich, Anna / Hofmann, Rita

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-812728

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nur eine beschränkte Aufenthaltsdauer gibt den nötigen Zeitdruck

EINE NOTAUFNAHMEGRUPPE EIGNET SICH NICHT FÜR DEN DAUERAUFENTHALT*

Von Anna Wohnlich

Heim oder Pflegefamilie? Wenn Familien in eine Krisensituation geraten, sind die Kinder die Leidtragenden. Rita Hofmann, Sozialarbeiterin im Luzerner Kinderheim «Titlisblick», arbeitet mit Notfallplazierungen. Im Netz-Interview erläutert sie ihre Arbeit.

Netz: Frau Hofmann, wer wohnt im Titlisblick?

Rita Hofmann: Im Kinderheim «Titlisblick» finden sozial gefährdete Säuglinge und Kleinkinder Aufnahme. Es bietet drei Wohngruppen mit je sechs bis sieben Plätzen und eine Notaufnahmegruppe mit sechs Plätzen.

Wann sind Notplazierungen angebracht?

In Krisensituationen irgendwelcher Art! Also in Krisen, die ein Kind ganz hart treffen: Scheidungs-, Trennungssituationen, Gewalt, Missbrauch, Suchtabhängigkeit oder schwere Erkrankung der Eltern. Oft sind es alleinerziehende Eltern, die ein zu kleines Bezugsnetz, in Krisensituationen also kein Umfeld haben, das mitträgt. Behördlicherseits sind es grundsätzlich Situationen, in denen sofort Kindesschutzmassnahmen nötig sind.

Was ist Ihre Aufgabe, bezogen auf die Notfallkinder?

Alle Anfragen für Informationen oder Plazierungen kommen zu mir. Ich erfülle eine Drehscheibenfunktion. Zudem bin ich für die Kinderaufnahmen zuständig, koordiniere alle Beteiligten und führe die Standortgespräche. Ich bin verantwortlich für die sozialarbeiterischen Fragen, die Zielformulierungen und den Austritt der Kinder auf der Notaufnahmegruppe.

Sind Sie auch für die Weiterplazierungen zuständig?

Eine Plazierung wird mit dem Beistand zusammen geplant. Wenn ein Kind zu den Eltern zurückkehrt, wird das Notwendige vorgekehrt, zum Beispiel eine sozialpädagogische Familienbegleitung oder ein Krippenplatz. Das Eingewöhnen eines Kindes in eine Pflegefamilie übernimmt die Teamfrau: Sie ist die Bezugsperson des Kindes.

In welchen Notfall oder Übergangssituationen wird in Ihre Institution plaziert und in welchen in eine SOS-Pflegefamilie? Spielt da der Zufall mit?

Nein, überhaupt nicht. Ich kläre sehr genau ab, ob wir ein Kind aufnehmen oder nicht zumal ja ein Heimplatz sehr teuer ist. Zuerst frage ich nach den genaueren Umständen der Krise, nach dem Umfeld der betroffenen Familie, und was schon alles unternommen worden ist. Ich will herausfinden, ob es noch eine andere Möglichkeit der Unterbringung gibt. Wenn ich den Eindruck bekomme, das Kind passt besser in eine SOS-Familie, weise ich den Versorger auf diese Möglichkeit hin. Es gibt aber auch Situationen – wie etwa drohende Gewalt oder Entführungsgefahr – in denen eine SOS-Familie klar überfordert wäre. Für solche Fälle ist eine Institution wie das Heim günstiger, da hier die Hemmschwelle höher und dadurch der Schutz des Kindes eher gewährleistet ist.

> **„Wenn Gewalt droht, ist in einer Institution der Schutz des Kindes eher gewährleistet."**

Welche weiteren Vorteile für das Kind sehen Sie in einer Heimplazierung?

Ist das Umfeld eines Kindes sehr schwierig, oder sind die Eltern bei einer Kindesschutzmassnahme mit der Fremdplazierung nicht einverstanden, ist ein Heim ein neutraler Ort. Eine Familie ist relativ ungeschützt und die Pflegeeltern sind 24 Stunden im Dienst. Auf unserer Notaufnahmegruppe hingegen wechselt das Team und verkraftet dadurch ein grösseres Mass an Auseinandersetzungen. Ein Heim kann sicher auch mehr Elternarbeit leisten. Säuglinge von Müttern etwa, die drogenabhängig waren, sind sehr unruhige Kinder und brauchen oft ein grosses Mass an Zuwendung und Betreuung. Zudem sollten die Mütter von Säuglingen möglichst täglich Kontakt zu ihrem Kind haben. Vermutlich ist es für eine Familie schwierig, täglich auch noch eine Mutter mitzubetreuen.

Rita Hofmann beim Netz-Gespräch mit Anna Wohnlich. *Foto Anna Wohnlich*

Also übernehmen Sie die Elternarbeit, und der Versorger ist für die Planung der Weiterplazierung zuständig?

Unsere Arbeit ist auf das Kind gerichtet. Wir gestalten den Kontakt der Eltern zum Kind und achten darauf, was die Eltern brauchen, um ihn auch kindgerecht zu gestalten. Meistens delegiert der Beistand Besuchsregelungen mit den Eltern, Therapiebesuche und ähnliches an uns, weil wir näher am Kind sind.

Was steht für Sie als Sozialarbeiterin bei der Arbeit mit den Eltern im Zentrum?

Die Eltern-Kind-Beziehung, in welcher Form auch immer! Viele Kinder erlebten ihre Eltern unzuverlässig und haben einen Mangel an Vertrauen. Das Wichtigste ist, den Eltern aufzeigen zu kön-

* Ein Beitrag aus «Netz», Schweizerische Zeitschrift für das Pflegekinderwesen, April 1998

nen, dass ihr Kind Verlässlichkeit braucht. Weiter versuchen wir den Eltern verständlich zu machen, dass eine Beziehung nicht über Materielles läuft, also über Geschenke, sondern über Zuwendung. Ein Stück weit leisten wir hier Erziehungsarbeit mit den Eltern.

„Unsere Arbeit ist auf das Kind gerichtet."

Weshalb diese Erziehung der Eltern?

Wir wollen herausfinden, ob die Eltern die notwendige Verlässlichkeit entwickeln können, die es braucht, um das Kind wieder in die Ursprungsfamilie geben zu können. Wenn ein Kind wieder zurück in die Familie soll, müssen viele Dinge funktionieren.

Wie sieht die Aufgabenteilung zwischen einem Versorger und Ihnen aus?

Einerseits heisst es Standortgespräche zu führen: Ich muss alle an einen Tisch bringen. Sobald wir ein Kind aufnehmen, müssen wir auch Ziele formulieren. Wir nehmen nur Kinder mit einer Kindesschutzmassnahme auf. Vor der Aufnahme des Kindes kläre ich mit dem Beistand oder Vormund, wer welche Arbeit macht. In Abständen führen wir Gespräche und verteilen die Arbeit immer wieder neu.

Worauf legen Sie Wert in der Zusammenarbeit mit den einweisenden Stellen?

Wichtig sind mir guter Informationsaustausch und gemeinsame Gespräche. Zudem sollen die Amtspersonen auch mit den Eltern Kontakt pflegen, sich auch um diese Beziehung bemühen. Ideal wäre auch, wenn sie sich um einen Kontakt mit den Kindern kümmern könnten. Das ist leider wegen Arbeitsüberlastung kaum möglich.

Worauf müssen die Mitarbeiterinnen der Notaufnahmegruppe achten?

Das Wichtigste ist, dass das Kind zur Ruhe kommt. Die meisten Kinder brauchen etwa sechs Wochen, um sich niederlassen zu können. Zudem haben diese Kinder sehr viel Ängste. Sie mussten die gewohnte Umgebung verlassen. Mutter und Vater sind plötzlich nicht mehr da. Es gilt diese Ängste aufzufangen, nach Möglichkeit darüber zu sprechen. Die Mitarbeiterinnen müssen für das Kind da sein, es dort abholen, wo es ist. Wir haben keine grossen Programme auf dieser Gruppe, es wird versucht, die Hektik draussen zu lassen. Man muss den Kindern vermitteln, dass es bei uns nicht abgestellt und verloren ist. Wenn zum Beispiel eine Mutter notfallmässig ins Spital musste, nehmen wir sofort Kontakt auf, zeigen dem Kind, wo sein Mami ist, damit es merkt: Es ist nicht vergessen worden.

Es gibt jedoch immer wieder Kinder, die nicht immer wieder auf verschiedene Betreuungspersonen zugehen können. Sie dürfen unter keinen Umständen in einem Heim bleiben: Sie wären dort verloren. Diese Kinder brauchen einen familiären Rahmen, ein enges Umfeld. Hier muss unbedingt ein baldiger Austritt von allen Beteiligten angestrebt werden.

Ich kann mir vorstellen, dass sich eine plötzliche Plazierung auf ein Kind traumatisch auswirken kann, vor allem, wenn die Eltern nicht einverstanden sind und mit harten Bandagen gekämpft wird.

Da gelingt es uns nicht, das Kind ganz abzuschirmen. Das Kind hat sowieso nur einen Gedanken: «Was ist mit meinen Eltern los, wo sind sie?» Das Kind fragt sich, wieso die Situation so ist. Es entwickelt Schuldgefühle.

Gibt es Krisensituationen, die Sie in Ihrer Arbeit häufig antreffen?

Ein Beispiel: Ein Kind kommt als Frühgeburt auf die Welt, die Mutter ist suchtmittelabhängig. Der Säugling kommt ins Kinderspital zur Entwöhnung. Der Kontakt Mutter-Kind gestaltet sich schwierig, ist unregelmässig oder bricht ab. Für das Baby muss eine Notlösung gesucht werden, in der Hoffnung, die Lebenssituation der Mutter werde sich ändern. Das Kind kommt dann in eine SOS-Familie oder zu uns.

Welche kommen in eine Familie und welche in die Notaufnahmegruppe?

Können die Eltern zu einer vorübergehenden Notplazierung ja sagen, ist eine Plazierung in eine SOS-Familie möglich. Sonst kommen die Kinder zu uns. Ich versuche schon vor der Aufnahme des Kindes mit der Mutter ins Gespräch zu kommen. Manchmal gelingt dies, manchmal aber auch nicht. Wenn das Kind bei uns ist, versuchen wir die Eltern oder die Mutter zu einem Besuch zu bewegen. Da sind Vorbehalte gegenüber einem Heim zu überwinden. Haben sie diesen Schritt einmal gemacht, kann die vorübergehende Plazierung meist akzptiert werden. Deshalb möchte ich fürs Kind, dass wir vor dem Eintritt das erste Gespräch haben. So spürt das Kind das Einverständnis der Mutter. Die nächsten Schritte sind, Rhythmus und Strukturen zu erreichen. Die Mutter sollte einen Teil der Pflege des Kindes übernehmen – und zwar regelmässig. Gemeinsam mit dem Beistand formulieren wir das Ziel der Mutter. Wenn sich nach mehrmaligen

„Das Wichtigste ist, dass die Kinder zur Ruhe kommen."

Schweizerische Fachstelle für das Pflegekinderwesen

Schulhausstrasse 64, 8002 Zürich
Peter Grossniklaus-Schweizer
Dr. Kathrin B. Zatti
Tel. und Fax 01/201 15 51
Kurssekretariat Fortbildung für Pflegeeltern:
Ursula Frei, Tel. 01/201 15 50

In Zusammenarbeit mit allen Beteiligten will die Fachstelle die Entwicklung des Pflegekinderwesens in der Schweiz vorantreiben. Primär geht es um Kinder in Dauer- und Wochenpflege. Wesentliche Anliegen der Fachstelle sind:

- Das Kindeswohl im Platzierungsverfahren
- Zusammenarbeit aller Beteiligten am Pflegeverhältnis
- Langfristige Qualitätssicherung der Pflegeplätze
- Anerkennung der Arbeit von Pflegeeltern

Für Behördenmitglieder, Sozialarbeiterinnen, Fachleute, Pflegeeltern, Eltern und andere Beteiligte bietet die Fachstelle ihre Dienstleistungen an:

- Beratung in organisatorischen und inhaltlichen Fragen
- Fortbildung für Pflegeeltern
- Tagungen für Behördemitglieder und Fachleute
- Vermittlung von Fachleuten für Beratung, Begleitung, Krisenintervention und Supervision
- Umfassende Dokumentation zum Pflegekinderwesen

Schweizerische Fachstelle für das Pflegekinderwesen
Eine Dienstleistung der Pflegekinder-Aktion Schweiz

Neu: Ausbildung für Pflegeeltern

Ende Februar ist die erste Ausbildung «zur professionellen Erziehung von Pflegekindern» angelaufen. Der Verein heilpädagogischer Grossfamilien in der Ostschweiz (VHPG) bietet diesen zweieinhalbjährigen Lehrgang an. Schwerpunkt der Ausbildung sind Motivationsklärung und Selbsterfahrung, Vermittlung von Fachwissen, sowie Begleitung und Reflexion der Praxis. Die Aufgabe von Pflegeeltern ist eine äusserst anforderungsreiche und komplexe Arbeit. Immer mehr erfordert sie auch eine vertiefte Ausbildung im Bereich Pflegekinderwesen. Der VHPG hat nun mit seinem Lehrgang einen ersten Schritt in diese Richtung getan. 16 Personen aus Lebensgemeinschaften und Familien, die zum Teil bereits Pflegekinder betreuen, haben den Ausbildungskurs unter der fachlichen Leitung von Heinz Münger angefangen.

Bemühungen herauskristallisiert, dass die Mutter im Moment zu ihrem Säugling keine verlässliche Beziehung entwickeln kann, wird eine Plazierung in eine Pflegefamilie eingefädelt.

Gibt es andere Beispiele?

Es gibt Kinder, die in ein, zwei oder drei meist laienhaft abgeklärten Pflegefamilien gelebt haben, bevor sie zu uns ins Heim kommen. Viele Krisen und Konflikte waren für die Pflegeeltern und die Eltern nicht bewältigbar, und am Ende

„Das Heim gibt die nötige Ruhe für eine Klärung der Situation."

ist das Heim der Platz, um endlich einmal Ruhe für eine nötige Klärung zu erreichen. Manchmal wünschen die Mütter, dass das Kind erst einmal für ein, zwei Jahre im Heim bleibt. Oft ändern sich die Lebensumstände der Mütter in dieser Zeit, und sie können ihre Kinder wieder zu sich nehmen.

Sie beschränken die Aufenthaltsdauer auf der Notaufnahmegruppe auf sechs Monate. Können Sie diese einhalten?

Meistens schon. Es gibt Fälle, die schon nach zwei oder drei Wochen geklärt sind. Wir geben uns die sechs Monate, damit genug Druck da ist, etwas zu unternehmen. Es kann vorkommen, dass nach sechs Monaten das avisierte Ziel noch nicht ganz erreicht worden ist, und alle noch etwas Zeit brauchen, bis eine gute Lösung möglich ist. Aber das Ziel ist da. Die Notaufnahmegruppe ist nicht geeignet für einen Daueraufenthalt. Es sind zu viele Wechsel und ein Kind, das dauernd Wechsel erlebt, gedeiht nicht gut.

Welche Erfahrungen machen sie mit Kindern, die Gewalt ausgesetzt waren?

Sie bleiben sehr lange in sich gekehrt. Es sind Kinder, die nicht mehr auf einzelne Personen zugehen möchten. Sie sind froh, dass sie von einem Team betreut werden. Es ist schwer, echten Kontakt zu ihnen zu finden, und dadurch wird es sehr schwierig, die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Sie werden in Ihrer Arbeit mit schlimmen Geschichten und schweren Schicksalen konfrontiert. Wie gehen Sie damit um?

Das ist keine Arbeit, die in einer hundertprozentigen Anstellung über Jahre hinweg machbar ist. So habe ich in meiner Arbeit als Hausfrau die Möglichkeit, Kräfte zu tanken und Zeit, Gedanken zu verarbeiten. Der Kontakt mit anderen Menschen in meinem Privatleben ist enorm wichtig. Meine Erfahrung als Familienfrau ist für mich ein wichtiger Aspekt im Kontakt mit Pflegeeltern und Eltern. Da ich kurze Zeit Tagesmutter war, kenne ich auch die andere Seite ein bisschen. Zudem hatten wir in der engeren Verwandtschaft ein Pflegekind. All dies kann ich in meiner Berufsarbeit gut gebrauchen.

Rita Hofmann, vielen Dank für das Gespräch.

Rita Hofmann-Furrer, Sozialarbeiterin und Mutter von drei Kindern (16, 17, 19) ist nach einer Familienphase vor sechs Jahren wieder in ihren Beruf eingestiegen. Sie arbeitet in einer 50-Prozent-Anstellung als Sozialarbeiterin und stellvertretende Heimleiterin im Kinderheim Titlisblick, Luzern. ■

Schützt Sport gegen Drogenkonsum? Neue SFA-Studie dämpft übertriebene Hoffnungen

Wer als Jugendlicher Sport treibt, fühlt sich besser und fällt weniger dem Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsum anheim! – So zumindest hätte es der gesunde Menschenverstand gerne. Eine Forschungsarbeit der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA) in Lausanne zeigt nun, dass die Wirklichkeit etwas komplizierter ist. Ein generieller Schutzeffekt des Sporttreibens hinsichtlich des Drogengebrauchs konnte nicht nachgewiesen werden. Einzig die Ausübung sanfterer und risikoärmerer Sportarten wie Badminton oder Volleyball geht ganz klar einher mit einem geringen Konsum von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen.

(SFA) Sportlicher Betätigung wird im allgemeinen eine schützende Funktion bei Drogenkonsum zugeschrieben. Körperliche Fitness und seelisches Wohlbefinden verbessern sich durch den Sport und bilden «Barrieren» gegen den Griff zur Droge, lautet die gängige Annahme. Eine Studie der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme wollte es genauer wissen und befragte im Kanton Freiburg 842 Jugendliche im Alter von 16 und 17 Jahren zu ihrem Konsum von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen (meist Cannabis) sowie zu ihren sportlichen Aktivitäten. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass der Sport in seiner Schutzwirkung hinsichtlich Alkoholtrinkens, Rauchens und Cannabiskonsum nicht überschätzt werden sollte. Damit soll natürlich der positive Effekt des Sporttreibens auf das allgemeine Wohlbefinden von Körper und Seele nicht in Abrede gestellt werden.

Fussball oder Badminton: auf die Sportart kommt es an!

Insgesamt gesehen, schützen sportliche Aktivitäten nicht generell vor dem Gebrauch oder gar Missbrauch von Alkohol, Tabak oder illegalen Drogen. Werden die einzelnen Sportarten betrachtet, zeigen sich bestimmte Zusammenhänge zwischen Sport und Drogenkonsum, allerdings in beide Richtungen. So ist der Alkohol-, Tabak- und Drogengebrauch bei Jugendlichen, die Sportarten ohne körperlich-aggressive Kontakte wie Badminton, Volleyball usw. bevorzugen, deutlich geringer. Ein typischer Körpersport wie Fussball hingegen geht mit einem deutlich höheren wöchentlichen Alkoholkonsum (37 %) einher, doch auch bei den Kickern gibt es nur wenige Cannabiskonsumierende (zirka 5 %). Auch bei Sport und Drogen steckt der Teufel im Detail, wenn es um die Prävention von Suchtverhalten geht.

Quelle: «Sport, psychisches Befinden und Drogenkonsum bei Jugendlichen», Holger Schmid, Schweizerische Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA), Lausanne 1997